

„Mission ist meine Lebensaufgabe“

Pater Gerhard Lagleder hilft seit 40 Jahren Menschen in Not in Südafrika und kämpft vor Ort gegen gefährlichen Aberglauben. Im Interview räumt der Missionar mit Klischees über seine Arbeit auf.

Seit 40 Jahren engagiert sich Pater Gerhard Lagleder als Missionar in Südafrika. Der Missionsbenediktiner aus Regensburg versorgt in der Kleinstadt Mandeni im einstigen Zululand AIDS-Kranke, begleitet Sterbende und gibt misshandelten Kindern ein neues Zuhause. Im Interview erklärt der 71-Jährige, warum er in Afrika seine Lebensaufgabe gefunden hat und weshalb für ihn Hilfe und Glaube untrennbar zusammengehören.

Pater Lagleder, wenn man das Wort Mission hört, denkt man bisweilen daran, dass jemand in ein Land geht, um Menschen zu bekehren. Machen Sie das nicht auch?

Pater Gerhard Lagleder: Mission bedeutet, den Menschen die Liebe Gottes näherzubringen. Wenn ich den Glauben wecken möchte, muss ich Gott als einen liebenden Gott vermitteln. Ich kann noch so schöne und fromme Predigten über die Liebe Gottes halten. Wenn mir währenddessen ein Mensch verhungert, ist ihm damit nicht geholfen. Deshalb muss ich den Menschen die Liebe Gottes spürbar machen. Das ist unsere Missionsmethode. Die Mission hat von Anfang an drei wesentliche Aufgaben verfolgt: Krankenhäuser wurden gebaut, um die Liebe Gottes körperlich erfahrbar zu machen. Schulen wurden gebaut, um Bildung zu ermöglichen. Kirchen wurden gebaut, um den Glauben und die Sakramente zu vermitteln.

Aber sehen Sie darin nicht einen Widerspruch, Menschen Hilfe anzubieten und gleichzeitig den Auftrag zu haben, sie zu missionieren?

Lagleder: Ich überrede die Menschen nicht. Eine Entscheidung für den Glauben muss frei sein. Man kann Menschen nur für den Glauben gewinnen, indem man ihnen Liebe zeigt und schenkt. Wenn sie sich dafür interessieren, können sie von selbst Fragen stellen. Wenn nicht, überlasse ich es dem Herrgott, die Menschen anzusprechen. Er kann das besser als ich.

Wie wird man Missionar?

Lagleder: Ich habe früher im Rettungsdienst und in der Pflege gearbeitet, unter anderem bei den Barmherzigen Brüdern in Regensburg. Während meiner Nachtdienste habe ich mich nicht einfach ins Stationszimmer gesetzt und gewartet, bis jemand klingelt. Ich habe mich ans Bett der Patienten gesetzt und mit ihnen gesprochen. Manche Patienten erzählten mir

ihre ganze Lebensgeschichte, vertrauten mir sehr persönliche Dinge an. Da habe ich mir gedacht: Wenn ich diesen Menschen sagen könnte, dass ihre Sünden vergeben sind, wäre ihnen vielleicht noch mehr geholfen. Das war einer der entscheidenden Wendepunkte. Natürlich wollte ich zunächst Arzt werden. Aber irgendwann habe ich mir gesagt: Ich möchte kein Arzt für den Körper werden, sondern ein Arzt für die Seele. Mit 27 Jahren bin ich schließlich zum Priester geweiht worden. Ein Jahr später bin ich in die Ordensgemeinschaft der Missionsbenediktiner von St. Ottilien bei Landsberg am Lech eingetreten. Wer ins Kloster eintritt, wird aber nicht automatisch aufgenommen. Zunächst gibt es eine Probezeit, das Noviziat. 1983 habe ich meine zeitlichen Ordensgelübde abgelegt. 1986 folgten die feierlichen Gelübde



Pater Gerhard Lagleder im Jahr 2017 zusammen mit einigen Kindern seines Kinderheims. Fotos: Brotherhood of Blessed Gérard



Osternacht 2018: 24 Kinder erhalten das Sakrament der Taufe.



Pater Lagleder hält einen Gottesdienst im Hospiz seiner Hilfsorganisation „Brotherhood of Blessed Gérard“.

auf Lebenszeit. Danach wurde ich in die Mission ausgesandt.

Hatten Sie da auch ein Mitspracherecht?

Lagleder: Als Ordensmann habe ich meinem Oberen Gehorsam gelobt. Er hat mich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, nach Südafrika zu gehen. Zunächst hatte ich Bedenken. Als Weißer in das Land der Apartheid zu gehen, wo die schwarze Bevölkerung unterdrückt wurde und Weiße deshalb verständlicherweise verhasst sein konnten, erschien mir schwierig. Was mir damals nicht bewusst war: Als Priester, der die Kirche vertritt, wurde ich von vielen Menschen sehr positiv aufgenommen, denn die ka-

„Ich wollte ein Arzt für die Seele werden“

tholische Kirche hatte sich auf die Seite der Schwarzen und Entrechteten gestellt. Ursprünglich war ich für eine Neugründung auf den Philippinen vorgesehen. Später kam der Erzabt auf mich zu und erklärte, dass in Südafrika viele Missionare gestorben seien und dort Priester fehlten. Ich habe mich schließlich entschieden zu gehen und es nie bereut. Dort habe ich meine Lebensaufgabe gefunden. Ich bezeichne mich mittlerweile selbst als Einheimischen.

Sie sind jetzt seit 40 Jahren in Südafrika tätig. Was konnten Sie bewirken?

Lagleder: Eine unserer größten Errungenschaften war die Einfüh-

rung der AIDS-Behandlung über unsere neu gegründete Hilfsorganisation. Als uns in den 90er-Jahren die AIDS-Welle überrollte, mussten wir unsere Arbeit zunehmend auf die Hospizversorgung ausrichten. Wir hatten 40 Betten und waren ständig voll belegt. Zeitweise starben in unserem Haus bis zu fünf Patienten am Tag. Einmal waren es sogar sechs. Die Lage war dramatisch. Zusätzlich betreuen wir ungefähr 120 Patienten ambulant. Unsere Hilfsorganisation hat inzwischen fast 3.000 Mitglieder und ist das größte katholische Hilfswerk Südafrikas. Eine weitere große Aufgabe ist unser Kinderheim mit aktuell 65 Kindern in sechs Wohngruppen.

„Entscheidung für den Glauben muss frei sein“

Welche kulturellen Hürden mussten Sie noch überwinden?

Lagleder: Das größte Problem war die Sprache. Die Zulu-Sprache ist sehr kompliziert. Sie hat Schnalz- und Klicklaute sowie eine schwierige Grammatik. Von 1987 bis 1990 war ich in einer Pfarrei tätig, in der ich mich auf Zulu verständigen musste. Nach nur drei Monaten Sprachkurs fiel der Pfarrer aus, und der Priester, der ihn vertreten sollte, starb in derselben Nacht. Englisch wurde dort kaum gesprochen. Also musste ich Zulu sprechen, ob ich wollte oder nicht. Ungefähr zwei Jahre habe ich gebraucht, bis ich die Sprache flüssig beherrschte. Ich musste aber auch die Denkweise, Mythologie, Glaubensvorstellungen und das Brauchtum der Zulu kennenlernen. Wenn man das nicht tut, ist man als Missionar wie ein Trampeltier, das alles kaputtmacht.

Würden Sie sagen, Sie haben Ihre Mission erfüllt?

Lagleder: Die Mission kann man mit einem Gerüst vergleichen. Wenn ein Gebäude fertig ist, baut man das Gerüst ab und freut sich, dass das Gebäude steht. Dann kann man das Gerüst an anderer Stelle wieder einsetzen. Als ich dort ankam, gab es in unserer Diözese nur drei schwarze Priester. Die übrigen waren überwiegend weiße Missionare. Heute bin ich bei Priesterversammlungen häufig der einzige Weiße. Wir haben inzwischen den dritten schwarzen Bischof hintereinander. Die südafrikanische Kirche ist eigenständig geworden.

Interview: Isabel Klingseisen

100 Jahre Weltmissionssonntag

Der Monat der Weltmission ist die größte Solidaritätsaktion der katholischen Kirche weltweit und findet traditionell im Oktober statt. In Deutschland wird die Kampagne von Missio Aachen und Missio München organisiert. Der Abschlussgottesdienst findet an diesem Sonntag im Regensburger Dom statt. Der Weltmissionssonntag wird heuer zum 100. Mal begangen. Papst Pius XI. hat ihn 1926 ins Leben gerufen, um die Solidarität mit den ärmsten Bistümern weltweit zu stärken.

Madagaskar steht heuer im Mittelpunkt der Aktion. Dort unterstützt die Kirche unter anderem Menschen in Gefängnissen. Mehr als 70 Prozent der Gefangenen be-

finden sich dort nach Angaben von Missio München ohne rechtskräftiges Urteil in Untersuchungshaft. Auch Kinder und Mütter mit Kleinkindern sind betroffen. Gefangene erhalten Medikamente, medizinische Hilfe und Seelsorge.

Aus dem Bistum Regensburg ist die Unterstützung groß: Rund 40 Priester, Ordensleute und Entwicklungshelfer aus der Diözese sind derzeit in Missionsgebieten weltweit im Einsatz, teilt Missio München auf Nachfrage mit. 2025 erbrachte die Kollekte dort demnach fast 220.000 Euro. Hinzu kamen knapp 100.000 Euro aus mehr als 1.200 Einzelspenden. Weltweit fließen die Gelder in einen Solidaritätsfonds, aus dem Projekte wie

etwa der Bau von Schulen, Krankenhäusern und die Bereitstellung von Seelsorge finanziert werden. Rund 1.000 Diözesen sind demnach auf diese Hilfe angewiesen.

Über kirchliche Netzwerke vor Ort soll laut Missio München zudem gewährleistet sein, dass das Geld auch in von Korruption geprägten Ländern sicher ankommt.

Strukturelle Veränderungen wie Kirchenaustritte und die Zusammenlegung von Pfarreien wirken sich auch auf die Spendenbereitschaft aus. Wie Missio München mitteilt, sank die bayernweite Kollekte zum Weltmissionssonntag von rund 1,4 Millionen Euro im Jahr 2015 auf etwa 1,01 Millionen Euro im Jahr 2025. (kli)